

Taschenbücher.

3) **Gedenke Mein!** Taschenbuch für 1838, mit 8 Kupfer- und Stahlstichen. Wien, bei Psautsch.

An diesem sonst hübschen Büchlein, hat uns der etwas wimmernde Titel nie recht gefallen wollen. Das „Gedenke mein!“ klingt in der Ferne ganz genau wie „Kaufe mich!“, und obgleich dieß Lied in der Literatur jetzt in allen Weisen gesungen wird, so hat dennoch bis jetzt Niemand demselben einen absonderlichen Wohlklang zuschreiben wollen. — Was die Ausstattung des Taschenbuches anbelangt, so gereicht solche der Verlagshandlung zur Ehre; sie ist elegant und geschmackvoll. Die Kupferstiche, zum Theil Portraits und Scenen aus den Erzählungen darstellend, zum Theil durch Gedichte erklärt, sind sehr schön. Daß die Persönlichkeit der in den Novellen Dargestellten, der charakteristische Ausdruck, der auch ihren Mienen im Bilde aufgeprägt seyn sollte, oft nicht mit den Portraits übereinstimmt, wundert uns nicht, da jetzt fast überall die Erzählungen den schon vorhandenen Abbildungen angepaßt werden. So scheint es uns mit dem sonst wohl gelungenen Titelkupfer „Theodora“. Das lebenslustige Gesichtchen ist nichts weniger als dazu gemacht, Jemanden bei einem gestatteten Rendezvous so bösklich zu erschrecken, wie hier S. 298 geschieht, auch erfreuen sich die zur Rache Geneigten sonst selten eines solchen starken Embonpoints. — Für sehr gut erachten wir auch das Portrait der geschätzten Dichterin Leonhardt Eysler, (was nämlich die Ausführung anbelangt,) man sieht daß der Zeichner, ihr Gatte, der als Maler und Dichter bekannte Burmeister-Eysler, die Arbeit mit großem Fleiß und großer Liebe unternommen. Was den Text anbelangt, so ziehen wir die Gedichte den Novellen vor. Nicht als ob wir die letztern eben für unbedeutend hielten — es sind geachtete Dichter die dergleichen lieferten — aber die freie Wahl des Stoffes bedingt größtentheils den Gehalt der Erzählung, und in dieser Hinsicht hat sich wohl der Eine oder der Andere etwas behindert geachtet. — Unter den Gedichten bringt das Büchlein mehre ganz ausgezeichnete. So sind z. B. „Die Macht der Wahrheit“ von Rückert, „Motenebbi“ von Pfiffer, das „Abendlied“ von Bechstein, das „Fragment“ eines

dramatischen Märchens von Palm, überaus schön. Mit Vergnügen begrüßen wir unter den Uebrigen, die lyrische Beiträge beisteuerten, auch Roswitha, die Tochter eines hochgeschätzten deutschen Sängers, welche eine sinn- und gemüthvolle Ballade und einige hübsche kleinere Gedichte beisteuerte. Auch M. Enk, Manfred, E. Schilling, Vogl etc., haben Gutes beigetragen.

Von den Novellen geben wir „Klara Dänhof“ von Eschabuschnigg den Vorzug. Es ist eine Herzensgeschichte aus dem Jahre 1423. Die Erfindung ist gut, die Darstellung lebhaft und gewandt. Wenn indeß „Klara“ ausruft: „Laß ab oder ich schleud're mein Gebein aus Deinen Armen, und zerschmettere es unten an den Steinquadern!“ so kommt uns das „Schleudern des Gebeins“ doch ein Bißchen schnurrig vor, und wir denken, es wäre hinreichend gewesen, dem Herrn Friedrich ganz einfach zu sagen, daß sie zum Fenster hinauspringen wollte. —

Als die zweite im Range, nennen wir „Graf Konradin“ von Karoline Leonhardt Eysler. Die Erzählung ist von poetischem Interesse, welches auch bis zum Ende gespannt wird, die Diction ist rein und fließend. Wir können jedoch nicht unerwähnt lassen, daß durch die theilweise stattfindenden Mittheilungen in Tagebuchsform, etwas Störendes hineinkommt, was jedesmal geschieht, wenn Briefe oder Tagebuchsblätter in eine Novelle eingemischt werden.

G. Seidl's Erzählung „die Spieluhr“ gehört wohl zu den schwächeren des geachteten Dichters, doch läßt sie manche seiner anerkannten Vorzüge durchblicken. Für uns hat sie Etwas, das dem Geschmacke der Vergangenheit angehört, etwas Ifflandsches oder Lafontainisches.

Die Novелlette Castellis: „die rächende Maske“ ist so kurz, daß man sie fast nur eine „Scene“, aber eine gut erfundene, nennen könnte.

Der Einband des Taschenbuchs ist geschmackvoll.

Silesia. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Der Unterhaltung geweiht. Brieg, in Commission bei Schwarz.

Als Taschenbuch wird das unscheinbare Büchlein schwerlich viel Glück machen. Wie gegenwärtig die Sachen stehen, ist eine elegante, wo möglich prachtvolle Ausstattung, die Hauptbedingung. Ein Almanach mit aus-

gezeichneten Stahlstichen und glänzendem Einband, wenn auch langweiligem Inhalt, verkauft sich besser wie einer, mit einer Engelsfeder geschriebener, wenn dieser ohne Kupfer ist. Demungeachtet möchten wir die „Silesia“ nicht eben werthlos nennen. Die Novellen „Schloß und Freihof“ von E. Falch, die „Zwillingschwester“ von Koch, sowie das Gedicht: „Gruß an Schlessien“ von Traubriant, zeigen von Talenten, welche Aufmunterung verdienen, um sich an Größerem zu versuchen. Ganz vorzüglich aber haben uns die Bruchstücke aus dem Tagebuche Valentins Bierth, nämlich die „Scene aus Bogau's Jugendleben“ und „die Herzogin Dorothea Sibylla auf einer Bürgerhochzeit“ angezogen. Möchte doch die Chronik, der sie entnommen sind, vollständig abgedruckt werden. Auch Kochs Abhandlung „die Katharinenmägde“ sind von geschichtlichem Werthe. Wir wünschen dem Büchlein das beste Glück, erwarten aber ein solches kaum. Das unscheinbare Aeußere, der provinzielle Titel, das „in Commission“ sind lauter böse Dmina.

Der Veteran und sein Sohn. Von Emerentius Scävola. 2 Theile. Bunzlau, bei Appun. 1837.

Wer den „Veteran“ liest, wird Scävola gewiß nicht — wie hin und wieder wohl geschehen — zum jungen Deutschland rechnen, auch wird Menzel im Literaturblatt über dem Haupte des emeritirten Kriegers schwerlich ein löschpapierenes Gewitter erregen.

Alles geht hier so sitzsam, so moralisch, vor Allem so legitim zu, daß die Scene in ein Kadettenhaus, in ein Regierunglocal, ja selbst in ein Nonnenkloster, verlegt werden könnte. Macht aber das Literaturblatt dem Verfasser kein papierenes Donnerwetter zurecht, so wird ihm der frankfurter Telegraph dafür mit einem hölzernen aufwarten. Hier der Beweis. Der „Veteran“, bei dem Denkmal auf dem Ragbachschlachtfelde, spricht folgendermaßen: „Da kommt zum Beispiel so ein Pulk an — Denkmalbesucher nämlich — nicht etwa Franzosen, nein — Landeskinde, Diener unsers königlichen Herrn, selbst Solche, die das Port d'Epée tragen, welches unser König trägt, und diese Leute stellen sich hierher, wo wir stehen, begaffen die Säule, ohne den Hut abzunehmen vom Kopfe, lesen die Inschrift: „Sie starben für König und Vaterland, sie ruhen in Frieden;“ die lesen sie in einem Tone und einem Gesichte, als wär's ein Gassenhauer, den sie ableierten. — Doch dergleichen sind Kleinigkeiten, ich muß mehr hier anhören, als das; ich muß anhören, daß Jünglinge, die sich Söhne der Helden nennen, an deren Gräbern ich wache, wenn sie

hier stehen, in lautem Jammer sich zerschützen, nicht etwa von kindlicher Trauer bewegt, auch nicht aus Schmerz, daß unser Vaterland diese Opfer bringen mußte, um frei, um glücklich zu werden; o nein! sie bejammern das Unglück des Weltbeglückers Napoleon, der hier seinen ersten Stoß empfing. — Aber, es kann nicht anders seyn, die braven Männer, die hier fochten, können die Väter solcher Kinder nicht seyn. — Die sind — anders ist's nicht möglich — Franzosen sproßlinge, empfangen und zur Welt gebracht von ihren süderlichen Müttern zur Zeit unsers Unglücks ic.“ — So spricht indeß nicht bloß der Bewahrer des Denkmals, so spricht das ganze Buch und wir denken, Herr Emerentius Scävola ist dadurch Hinsichts der Jungdeutschländerei — die indeß heute wieder schon eine alte, abgetretene ist — hinlänglich gerechtfertigt. — Daß aus der Feder des Verfassers nichts ganz Mittelmäßiges hervorgehen konnte, bedürfen wir wohl kaum beizufügen, aber das frühere Piquante, was den Einen der beiden Gewittermacher in Harnisch brachte, und dessen Ermangelung den Kolophoniumblitz des Andern entzündet wird, fehlt.

Was die Versicherung des Dichters — daß in dem Buche nichts erdichtet sey, daß es sich, jedoch an andern Orten, begeben habe — anlangt, so lassen wir sie gern auf sich beruhen. Wir kennen das schon. Es ist dieß ein Nothschuß des poetischen Seefahrers, wenn sich das Eldorado der Dichtung nicht eben in sehr romantischen Küstenumrissen zeigt, ein kleines Malerkunststück, ein hübscher blauer Nebel, der den ungläubigen Beschauer versichern soll, daß noch Etwas dahinter verborgen sey. — Der langen Rede kurzer Sinn, rund und nett ausgesprochen ist: daß der „Veteran“ nicht eben Scävola's unwürdig sey, daß wir aber Besseres von ihm gelesen haben.

E. v. Wachsman.

August Wachsman's gesammelte Gedichte, dritte Auflage, einzig rechtmäßige Ausgabe. Halle und Leipzig 1837. Kengersche Verlagsbuchhandlung. (Friedrich Volkmar.)

Diese Dichtungen für Geist und Herz vereinen in sich die Sehnsucht nach dem Ideale und den klaren Blick über das wirkliche Leben. Das Reich der Gefühle und Gedanken, von naiver und kindlicher Empfindung bis zu männlichem Gottvertrauen, Weisheit und reifer Lebensanschauung ist in ihnen aufgethan, ein anakreontischer Sinn mit deutschem Ernst verbunden. Püch, sinnig und liebevoll, ist die Hüterin dieser Dichtergärten, an welche in leuchtender Klarheit der Himmel sich schließt.

Wie eine Palme ragt zu ihm das erste Gedicht der Sammlung: „Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater“ empor:

Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut
Und Deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich Herr und Vater es findet!
Deine ewige herrliche Gottes-Macht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor Dir,
Und alles Leben ruft zu Dir:
Vater unser, der Du bist im Himmel!

Gleich hohen Aufschwung nimmt der Dichter in den drei Gaben des Vaters, welche er als die tröstende Freundin Hoffnung, als den Märchenerzähler Schlaf und den starken Erretter Tod schildert. Bei aller Eigenthümlichkeit des Sängers offenbart sich hier die Verwandtschaft seines Geistes mit Göthe:

Auf das Gewimmel zahllosen Lebens
Wendet der alte, gütige Vater
Segnend sein Auge!
Und seine glanzstrahlenden, ewigen Welten
Wandeln vorüber dem göttlichen Blicke,
Heil empfangend und herzerhebende Gaben!
Also auch hat er gesegnet,
Mit drei hochherrlichen Gütern
Tellus armes, irrendes, schwaches Geschlecht!

Ein stiller fester Sinn spricht aus der „Rettung“ und in dem Liede von Amor und Psyche finden wir des schönen Hellas vollen Zauber. Daß fast alle diese Gedichte sich für Composition eignen, hat einen tiefen Grund. Die wahre Poesie trägt auch die Harmonie in sich und wählt daher für ihre Gebilde Formen und Tonsfälle, welche der Kunst der Musik verschwifert sind. Wer fühlt nicht die innere Melodie solcher Stellen, wie:

Ein Wesen, ein kräftiges, reines,
Durchströmt und belebt die Natur;
Es singt im Gesange des Haines
Es rauscht in dem Rauschen der Flur.

Die Lieder: „Schnsucht“, „Schwermuth“, und „der Jäger“, zur Trauer stimmend, welche wieder durch die verschwiferte Musik in Harmonien sich löst, leben in vielen Seelen. Gleichen sich auch mehrere dieser Gesänge im Grundton eines weichen Gefühls, so kann man doch durchaus nicht sagen, daß das Elegische den Hauptcharakter der Mahlmann'schen Muse bilde. Männliche Kraft und ernste Lebensanschauung sprechen aus den zwei Gedichten: „der Jüngling und der Wanderer“ und: „Geist der Dichtkunst“, während zu „Saul und David“, den Gegensätzen des Wilden und Milden, das ihnen vorangehende Gedicht: „die Kunst“ sinnvoll einleitet. Durch Kraft der Bilder, Tiefe der Gedanken und technische Vol-

endung zeichnen sich „die Sturmnacht“, „der Freisinn“ und die Insel Helena aus. Das patriarchalische Gegenbild zu ihrem Heldengrabe ist der Kirchhof zu Ottenfen mit seinem Klopstockshügel und gar lieb und schön das Loos der „Sonnenstrahlen“:

Wir sind Kinder, der ewigen Mutter geflügelte Kinder,
Eilend gesandt, durch's All freudigen Fluges zu ziehn,
Licht zu verbreiten und Leben zu schaffen und Früchte zu reifen;

Siehe, der Mutter Befehl folgen wir willig und gern;
Doch wenn die Nacht herschreitet, die stille Gefährtin der Menschen,

Schweben wir wieder empor, fallen der Mutter an's Herz.

Die Gedichte aus dem Jahre 1814 wurden in der Begeisterung einer großen und vielbewegten Zeit geschrieben und der Sänger griff dabei um so kräftiger in seine Lyra, als die Umgestaltung aller politischen Verhältnisse ihn selbst zu den Seinen zurückführte. Sein Geist hatte für ihn, wenn auch durch fremde Hand, auf die Wand des Rathhauses von Erfurt das Wort des Lebens und Trostes geschrieben. Am Schlusse der Sammlung stellt sich uns das Kind der heitern Muse, der allbekannte Herodes von Bethlehäm dar. Nicht ohne Grund führt ihn die dritte Auflage mit einem Prologe ein. Die Ironie des Stücks ist nur gegen die falsche Sentimentalität gerichtet und erreicht ihren Höhepunkt in der Scene zwischen Herodes und den Kindern.

Auch die äußere Ausstattung des Werks, welches uns gute Klänge aus guter Dichterzeit bringt, verdient Anerkennung.
E. Gehe.

Reime von Julius Heinrich. Schweidnitz, C. F. Stuckart, 1836. 112 S. 8.

J. Heinrich, oder wie er eigentlich heißt, C. Melzer, ein junger Justizbeamter in Schweidnitz, ist als beweglicher und rüstiger Literat in Schlessien nicht unbekannt, doch diese Reime scheinen das Ungerathenste zu seyn, was er jemals auf dem literarischen Felde gepflanzt hat. Die erste Hälfte des Büchleins besteht aus Gedichten, an denen eine gewisse Reimfertigkeit das Beste ist, und die in Einem Athemzuge Alles ansingen, was dem Autor etwa in bunter Reihe durch den Kopf flog. Die Gedichte kommen uns vor wie eine Table d'hôte, an der vornehme Herrschaften mit verschiedenem Lumpengesindel um die Gerichte sich raufen. Zuerst wird dem in Breslau hochverehrten Oberlandesgerichts- und Kreisjustizrath Bachler, dem das Büchlein gewidmet ist, eine confuse Hymne gesungen, dann dem dritten August ein patriotisches Lied, hierauf dem bösen Gewissen, der Lie-

besäuferei, einer Schwabron Mädchen und andern Creaturen. Einige Sonnete (der Autor schreibt nämlich Sonnet statt Sonett), ein Gedicht „Saitengeklimpre“ (!!) und „Verzweiflung, Trost und Entfagung“ ist der vollendetste Unsinn, der sich nur denken läßt, oder in Versen, wie folgende aus dem „Biersiedler-Directorial-Sonnet“

Streicht die Saiten, Fiedler, daß sie plagen,
Hattet Takt, ihr faulen Pfeifer-Fesen;
Möchte mir die Sohlen schier zerwehen —
Ach, ihr Gauche mauzet wie die Katzen!

müßte ein Atom von Poesie oder Humor zu finden seyn.

Drei prosaische Erzählungen, „der Brautvater wider Willen“, „das Complimentirbuch“ und „die Illumination“, füllen die zweite Hälfte des Buchs und sind sämtlich komischen Inhalts. Die erste Erzählung, die zuerst in den „Neuen schlesischen Blättern“ abgedruckt wurde, ist die beste, denn in ihr herrscht wirklicher Humor mit einiger Verwickelung. Die zweite ist niedrig komisch und voll Trivialitäten, doch unterhaltend, die dritte aber sehr sad und erbärmlich. Was überhaupt in J. Heinrichs Prosa mißfällig aufstößt, ist eine gewisse Ueberschwänglichkeit und eine widerliche Süßelei, die mit den schlechtesten Subjecten und Situationen liebkoßt. Oder ist es nicht widerliche Schwulst, wenn der Mund eines Mädchens: „purpurnes Schnäbelchen“ oder „sammtnes Redethürchen“ oder „Schwellen der Seele“*) umschrieben wird und barocker Geschmack, wenn der Verfasser „hellgraue Augen“ eine hinreißende Schönheit nennt — an einem sonst nicht einmal hübschen Mädchen? Man sieht auf jeder Seite das Nachahmen der Clauenschen Manier, aber Clauen, wie groß steht Du solchen Nachahmern gegenüber! — J. Heinrich, der schon Gutes geschrieben hat, mag Aesthetik studiren, sein Feuer zügeln, die Logik des klaren Gedankens nicht bei Seite legen, wie ein abgemachtes Actenstück in die Fächer der Registratur, vor Allem aber mag er seine Producte vor der Veröffentlichung einer strengen eigenen Kritik unterwerfen, ehe es Andre thun können. Wir hätten wahrlich gewünscht, der Aufforderung des Verfassers, sein Büchlein namhaft zu machen, freundlicher nachkommen zu dürfen, aber daß wir ihn in diesen weitverbreiteten und geachteten Blättern nennen, mag ihm beweisen, daß wir wenigstens nicht an seinem schriftstellerischen Berufe zweifeln.

Radislaus Tarnowski.

*) „Schwellen der Seele“ dieses Bild möchten wir an sich nicht verwerfen.
u. d. R.

Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrichs Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, Könige von Preußen; nebst einem Anhange, enthaltend ein Tagebuch aus Friedrichs des Großen Regentenleben von 1740 — 1786, mit historischen, charakteristischen u. Notizen-Berichtungen u. Herausgegeben von Karl Friedrich Jödenbeck. Ersten Bandes 1—4 Abtheilung, nebst einem Anhange. Berlin, 1836 und 1837. Verlag der Plahn'schen Buchhandlung. (Louis Nige.)

Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., ersterer als Staatswirth denkwürdig, dieser als Feldherr und Regent unsterblich, haben in der neuesten Zeit an Friedrich Förster und Preuß ihre Biographen gefunden, so daß kaum noch etwas Wesentliches im Rückstande zu seyn scheint. Gleichwohl ist Herr J — der Meinung, daß wohl Einiges zu berichtigen oder zu vervollständigen bleibe und widmete seine Zeit und Muße der Auffammlung von Notizen und Nachweisungen, als Materialien für künftige Biographen oder zu Ergänzungen der vorhandenen Biographien bei neuen Auflagen derselben. Die Wahrheit und Wissenschaft können durch ein mehrseitiges Streben und Beleuchten nur gewinnen, und so mag auch dem Verfasser gegenwärtiger Mittheilung der gebührende Dank für seinen mühsamen Fleiß und redlichen Willen nicht entzogen werden.

Die erste Abtheilung behandelt Friedrich Wilhelms I. „Verdienste um sein Land und Volk“ durch Cabinets-Ordres und Tabellen, die zweite, seine Sparsamkeit, durch die speciellen Berechnungen seiner Ausgaben als Prinz und Regent; auch ist eine Genealogie des brandenburgischen Hauses, eine Uebersicht der Regenten von 1712 — 1786 und eine Geschichte des Tabakswesens beigegeben. Die dritte Abtheilung enthält Beiträge zur Kriegsgeschichte unter Friedrich II., seine Meinung von den Theologen und eine Beurtheilung seiner Hof-Cabineträthe; die vierte, statistische Notizen, Mittheilungen aus gedruckten und ungedruckten Briefen, Anekdoten, Charakterzüge und Miscellen. Den Anhang füllt das Tagebuch Friedrichs des Großen von 1740 — 1749, fast nur eine tabellarische Angabe der gemachten Reisen, bewilligten Audienzen und dergl. Unter den beigegebenen Anekdoten dürfte die noch wenig bekannt seyn, wie Friedrich II. einem Candidaten der Theologie aus Ungarn, den er in Sanssoucis kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, ein Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten in Wien mitgab für den Fall, daß dem Candidaten durch die, von den Jesuiten besorgte Bücherrevision, seine Bücher weggenommen würden. Die Consecration erfolgte wirklich, und Friedrich erzwang die Zurückgabe der Bücher, indem er in dem Jesuitercollegium zu Breslau die Bibliothek versiegeln ließ.

Die Ausstattung von Seiten der Verlags-Handlung, ist gefällig und sauber.

U. Herrmann.